

Heimfahrt rückwärts

Jena, den 21.12.1993

Morgen werde ich erst mal meine Zelte hier abbrechen und nach Hause nach Wiesbaden fahren.

Ein bisschen freue ich mich auch auf Wiesbaden selbst, auf die saubere Stadt ohne zerbröckelnde Hausfassaden und Straßen ohne Schlaglöcher. Verrückterweise wartete ich auch gespannt auf die illuminierten Fußgängerzonen und den Weihnachtsrummel, die mir doch in den letzten Jahren immer furchtbar auf die Nerven gegangen sind.

Wiesbaden, den 22. 12 93

Als ich im Jenaer Westbahnhof in den Zug stieg, erinnerte ich mich an meine euphorischen Einfahrten in diese Stadt im letzten Januar zur Bewerbung und im September dann zum Dienstantritt. Ich wundere mich, wie anders ich mich heute fühle, wie sich mein Blick auf Jena verändert, ja entzaubert hat.

Das Heimweh der Studentin nach der Ostsee

Ich machte es mir in einem Abteil gemütlich. Gegenüber saß ein Mädchen, eine Studentin, die hier in Jena im 5. Semester Biologie studiere. Sie hatte hellblonde, halblange Haare und ein feingeschnittenes Gesicht mit einer auffallend schmalen Nase, geschwungene Lippen, aber einem eher kleinen Mund. Ihre grauen Augen schauten ein wenig traurig, schien es mir. „Melanie“ - so nannte sie mir ihren Namen, und ich antwortete freundlich mit meinem Nachnamen. Melanie fuhr nach Rostock, wo ihre Eltern wohnen und wo sie aufgewachsen ist. Jetzt musste sie aber erst einmal nach Leipzig, um auf dem Weg nach Hause ihre Schwester abzuholen. Gemeinsam würden sie dann weiterfahren. Schließlich wäre ja morgen Weihnachten.

Ich erzählte, was ich in Jena mache, woher ich komme. Und ich fragte sie, wie sie selbst denn in dieser Stadt zurechtkäme.

Doch, doch, Jena gefiele ihr ganz gut und sie als zukünftige Biologin begeistere sich natürlich auch für die Flora auf den Muschelkalkbergen. Wir plauderten über die Blumen an den Horizontalen und den botanischen Garten, den auch sie gerne aufsucht.

Dann schwieg sie plötzlich. Auch ich sagte nichts. Ich betrachtete sie vorsichtig. Wie sie so dasaß und über Jena redete, hatte sie die Beine übereinandergeschlagen, aber nicht lässig, sondern ein wenig verkrampft, als müsse sie sich an sich selbst festhalten.

Plötzlich sah sie auf und hatte Tränen in den Augen.

„Wissen Sie was“, flüsterte sie, „eigentlich habe ich hier nichts als Heimweh nach Rostock und dem Meer.“

Ich sah sie überrascht an. Das hatte ich nicht erwartet. Als sie dann anfing, über ihre Heimatstadt Rostock zu sprechen, überraschte mich ihr leidenschaftlicher Tonfall. Diese Stadt war ihre Stadt. Ihre Liebe galt dort allem, was ihr in diesem Moment durch den Kopf geisterte: dem Blick auf den Stadthafen, der Seeluft, dem Anblick der übergroßen Schiffe oben im Hafen in Warnemünde, der Fußgängerzone an der Marienkirche, der Altstadt um die Nicolai-Kirche mit den kleinen, herausgeputzten historischen Häuschen, vor deren Treppenstufen im Sommer Rosenbüsche blühen.

„Und dann die Landschaft da oben“, erzählte sie voller Begeisterung, „da kann man richtig durchatmen, und da sieht man bis zum Horizont, bis dahin, wo die Erde sich krümmt. Und auch die Menschen sind dort anders als hier in Thüringen. Dort verstehe ich die Leute immer, wenn sie sprechen, aber auch, wenn sie schweigen. Und der Himmel ist so viel höher als hier.“ Sie schwieg wieder. Aber jetzt sah sie auf und schien meinen Gesichtsausdruck zu prüfen.

„Entschuldigen Sie bitte, das ist eben so über mich gekommen. Ich kenne das gar nicht von mir. Aber das Heimweh hat mich im Griff. Und wenn ich jetzt hochfahre, dann bin ich trotzdem traurig, weil ich in genau 10 Tagen schon zurückmuss.“

Ich schluckte. Irgendwas an den Worten dieser jungen Frau berührte ihn tief. Ich nickte ihr verständnisvoll zu und sie schien froh, dass ich nichts weiter sagte.

So hing jeder seinen Gedanken nach, bis Melanie in Leipzig aussteigen musste, um dort mit ihrer Schwester den Zug nach Rostock zu nehmen.

„Tschüss“, sagte sie einfach und warf ihren Rucksack auf den Rücken. „Hoffentlich wird es Ihnen nicht auch so gehen wie mir!“

„Danke“, nickte ich ihr zu. „Und ein schönes Fest zu Hause. Und wissen Sie was? Heimweh soll irgendwann auch wieder vorbeigehen, habe ich gehört.“

Sie winkte noch vom Bahnsteig aus. Sie lächelte tapfer. Dann war sie aus meinem Blick verschwunden.

Wiesbaden, den 24.12.1993

Als ich aus dem Hauptbahnhof Wiesbaden kommend auf die Straße trat, musste ich kurz die Augen schließen. Es kam mir vor, als erlitt ich soeben einen kleinen Kulturschock. Aber es dauerte keine zwei Minuten, dann war es mir, als sei ich nie weggewesen.

Eine wohltuende Entspannung überkam mich, die ich mir erst nicht erklären konnte. Stunden später habe ich es dann begriffen: Ich fühle mich deshalb so wohl, weil mir hier in Wiesbaden alles bekannt, ja vertraut ist. Ich kenne schon hier vom Bahnhof aus jede der abgehenden Straßen. Also ging ich zu Fuß, der Koffer wog nicht schwer. Auf meinem Weg sprach mich eine Frau an und fragte, wo die nächste öffentliche Toilette sei. Ohne zu Zögern konnte ich ihr Auskunft geben. Mir wurde bewusst: Hier muss ich nicht ständig überlegen, was wie gemeint ist, oder warum jener sich so oder so verhält. Ich denke, ich würde auch nicht suchen müssen, wenn ich eine ausgesuchte Flasche Wein oder neue Socken kaufen wollte. Und die fünf Cafés, die auf meinem Wege lagen, konnte ich ohne nachzudenken, aufzählen. Das Dritte davon war mal mein altes Lieblingscafé. Ich war früher oft dort.

Nun gut, ich bin eben hier zu Hause. So einfach war das.

Wiesbaden, 26. 12. 1993

Am 1. Feiertag war wieder einmal Verwandtenbesuch.

Das Essen verlief noch einigermaßen harmonisch. Meine Schwester war da und Harald, ihr Mann sowie noch ein anderer Onkel von mir und seine Frau. Irmgard versuchte wie jedes Jahr alles, um bei solchen Gelegenheiten ihren Ehemann Harald bei Laune zu halten und jede Spannung, die sich abzeichnet, sofort in Luft aufzulösen. Irmi hat mir einen Discman geschenkt, damit ich auch unterwegs meine Musik hören könne, wie sie sagte. Ich habe schon einen Discman, aber das behielt ich für mich. Dass ich selbst es nicht fertiggebracht habe, meiner Schwester außer den üblichen Verdächtigen: Pralinen, eine Opern-CD und einen Gutschein für einen Besuch bei mir in Jena, nichts Originelles ausgedacht hatte, ärgerte mich ein wenig.

Wer interessiert sich hier schon für den Osten?

Dann saß die Runde im Wohnzimmer. Jeder umschloss mit seiner Hand die Rundung eines Cognac-Glases, und der scharfe, würzige Duft stieg uns allen zu Kopf. Im Hintergrund sang ein berühmter Kinderchor alte Weihnachtslieder. Aber keiner hörte zu. Die selbstgebackenen Plätzchen, die Irmi gebacken hatte, standen auf dem Tisch. Ekelig süßes Zeug, finde ich. Aber so muss es sein an Weihnachten.

Ich hätte jetzt meiner Schwester und auch den anderen gerne erzählt, was ich in Jena so mache, wie es in Jena aussieht, wo ich arbeite und dass ich schließlich soeben eine kleine Karriere gemacht habe. Denn eigentlich konnte ich mir zu Recht so vorkommen wie der Hans im Glück, der strahlend zu seinen Leuten nach Hause zurückkommt und sich als Sieger fühlt. Aber hier wollte offenbar niemand etwas über mein neues Leben erfahren und ich verkniff es mir, damit selbst anzufangen.

Alles lief so weit glatt, bis Harald am vorgerückten Abend die unvermeidliche Frage stellte: „Na, Schwägerin, nun lass mal hören: Wie sieht das denn so aus bei den Osis? Feiern die eigentlich auch Weihnachten? Oder gibt es da nur den Tag der Oktoberrevolution?“

Die Frage war so dämlich wie provokativ, fand ich. Ich warf einen Blick in das bestürzte Gesicht meiner Schwester und sagte nur kurz:

„Die Oktoberrevolution feiert da kaum noch einer. Dort ist Weihnachten wie hier.“

„Ach, ja“, hakte jetzt mein anderer Onkel nach, „habe gehört, du bist seit neustem hinter dem Eisernen Vorhang verschwunden. Erzähl doch mal, wie sieht es da drüben aus. Kriegt man da auch schon was anderes, zu kaufen, als Trabis?“ Ich lachte gequält.

„Man bekommt alles, was man braucht. Ansonsten fahren da jetzt fast mehr West-Autos herum als bei uns.“

„Ach, da haben die ja ordentlich Glück gehabt, oder? Da kriegen die jetzt unseren Wohlstand ab und haben gar nichts dafür getan.“

„Ach Onkel Hannes, wie kommst du denn auf so eine blöde Idee? Wieso haben die nichts getan?“, konterte ich. Ich ahnte, dass ich doch nicht gelassen bleiben konnte, wenn es so weiter gehen würde.

„Und ich kann mich nicht erinnern, was du getan hast, um deinen Wohlstand zu erkämpfen, außer dass du Opa beerbt hast,“ mischte mich jetzt Irmgard ein. Ich warf ihr einen dankbaren und anerkennenden Blick zu. Sie grinste verschwörerisch zurück.

„Also, es ist echt spannend dort,“ versuchte ich, die Wogen zu glätten. „Ich könnte euch manche Geschichte erzählen!“

„Ja, prima“, meinte meine Tante Edeltraud. „Tu das, Kind. Aber vorher wollte ich von Irmi noch was anderes wissen. Du hast mir doch neulich von dem Geschäft auf der Brunnenstraße erzählt, das mit der tollen Bettwäsche. Hast du ne Ahnung, ob die auch die großen Längen führen? Oder gibt es da auch nur die üblichen Maße, ich meine, zwei Meter mal 130 oder 150? Wir haben nämlich neues Bettzeug angeschafft, diese 220 cm langen Oberbetten. Die wurden mal im Fernsehen vorgestellt. Die sind einfach umwerfend, weißt du, ich habe doch immer so kalte“

Ich habe nicht mehr zugehört. So ist es halt. Sie zeigen kein Interesse am Osten und an dem, was ich dort tue. Es ist ihnen egal. Sie haben ganz andere Sorgen.

Wiesbaden, den 27. 12. 1993

Den zweiten Feiertag hatte ich für den Besuch bei meinem Vater reserviert. Vati empfing mich mit einer vorwurfsvollen Stimme:

„Da bist du ja endlich, mein Kind! Ich habe dich schon am Heiligen Abend erwartet!“

Natürlich, so war es Brauch, als meiner Mutter noch lebte. Das lag jetzt schon sechs Jahre zurück, und die Besuche im Elternhaus verloren für mich seitdem zunehmend an Attraktivität. Er sah mich an und ich konnte seine Enttäuschung spüren. Trotzdem versuchten wir, freundlich zueinander zu sein. Vati brachte seinen Lieblingscognac, wie immer. Wir setzten uns in die Sofaecke und tauschen ein paar Banalitäten aus. Dann kam - ich wartete schon darauf - die nächste Rüge:

„Bitte ich, stelle dein Cognacglas auf den Korkuntersetzer. Es gibt sonst so hässliche Flecken auf dem Holz.“

Nun ja, ich kenne die Liebe meines Vaters für diesen Tisch, den er vor 20 Jahren selbst entworfen und in Auftrag gegeben hat, und den er nun hütet wie einen Schatz. Ich gehorchte. Wenig später fragte Vati dann, ob ich mich da drüben auch anständig ernähren könne. Ich unterdrückte meinen Ärger und erzählte stattdessen von der Arbeit an der Fachhochschule. Ich kam nicht weit. Mitten in meiner Erzählung stand Vati auf und meinte: „Warte mal Kind, ich habe vergessen, die Kartoffeln anzustellen. Ich komme gleich wieder.“

Er verschwand in der Küche. Als er zurückkam, fragte er mich:

„Weißt du noch, wie wir hier mit Mutti zusammensaßen, wenn du am Hl. Abend zu uns kamst? Das war noch schön damals!“

Ich lächelte schwermütig und ließ meine Erzählung stecken.

„Vermisst du Mutti noch immer so sehr?“

Er antwortete nicht. Stattdessen erzählte er, dass die alten Nachbarn, die schon zu meiner Kindheit nebenan gewohnt hatten, nach Berlin gezogen seien. Da lebt ihr zweiter Sohn mit seiner Familie. „Die Nachbarn wollen den Rest ihres Lebens bei den Enkeln zubringen“, erzählte er. „Da werden sie wenigstens noch gebraucht.“

Und wie schon erwartet fügte ich hinzu. „Du hast es ja noch nicht so weit gebracht.“

Jena, den 28.12.93

Zwischen den Jahren hatte ich mich in meiner alten Abteilung im Jugendamt angekündigt. Ich traf nur drei Kollegen an und eine Sekretärin. Der Rest hatte Urlaub oder war zu Hause geblieben.

Die alten Kollegen haben ihre eigenen Sorgen.

Die Sekretärin machte Kaffee und stellte ihre selbst gebackenen Zimtsterne auf den Tisch. Zu viert saßen wir zusammen. Draußen wurde es schon wieder dämmrig, obwohl es gerade mal halb vier war. Die Kollegen fragten höflich nach meiner Situation in Jena und, ob mir die Arbeit schmecke. Ich legte los und erzählte. Aber ich spürte sehr bald mit Verdruss, wie schnell auch hier das Interesse nachließ. Höflichkeitshalber erkundigte ich mich nach Neuigkeiten an meinem alten Arbeitsplatz und erfuhr diese und jene Anekdote. Ich machte noch ein, zwei Versuche, etwas zu meinem neuen Job und zur Lage in den Neuen Bundesländern zu sagen. Es kam nicht dazu. Sie freuten sich, mich zu sehen. Aber bald würde ich für sie wieder im Nirgendwo verschwinden. Sie haben sich an diese Tatsache gewöhnt.

Ehrlich gesagt, bin ich froh, Wiesbaden wieder verlassen zu können. Die Menschen hier kommen mir auf einmal alle fremd vor. Sie haben, einer wie der andere, nicht wirklich Interesse gezeigt an meinen Ost-Erfahrungen.

Der Westen braucht den Osten nicht.

Meine anfängliche Entspannung beim Anblick der bekannten Straßen und Gesichter in Wiesbaden ist längst verflogen. Ich kenne das alles hier, aber es interessiert mich doch nicht mehr. Ich kenne es einfach zu gut und weiß, welche Hohlheit hinter dem aufgedonnerten Glanz und dem arroganten Perfektionismus steckt.

Der Westen braucht den Osten nicht. Ich stelle das immer wieder aufs Neue fest. Anders herum aber: Braucht der Osten den Westen? Wahrscheinlich ja.

Jena, 29.12.1993

Auf der Höhe von Eisenach, zurück in Ossiland, schloss ich die Augen. Draußen zog die leicht mit Schneegriesel bedeckte flache Landschaft vorbei. Auf mich wartet mein Zimmer, dachte ich zufrieden. Die Seminare werden erst in der kommenden Woche beginnen.